

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 121 (1995)
Heft: 17

Artikel: Aus dem Leben eines Weltenbummlers. Teil 5, Deutsch, deutsch, deutsch
Autor: Hamburger, Martin / Felix [Puntari, Sreko]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-602713>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Deutsch, deutsch, deutsch

VON MARTIN HAMBURGER

Es war eine friedliche Zeit. Aldo Moro lebte noch, und eine Tasse Kaffee kostete genau 100 Lire. Ich verbrachte stille Tage in Paestum, wo sich dorische Säulen in den Himmel erheben und die letzten spärlichen Überbleibsel einer einstigen Akropolis ein bisschen Ewigkeitsgefühl verbreiten. Es war eine friedliche Zeit und ein heisser Sommer. Tage-lang sass ich träumend am Strand, schlief unterm Sternenhimmel und ernährte mich von Tomaten und Mozarella. Dann zog ich weiter nach Salerno und von da nach Pompei. Ehrfurcht befahl mich in Anbetracht dieser verschütteten Stadt, was wohl den meisten so erging, die durch die öden Strassen und Häuserruinen spazierten, vorbei an Gipsabgüssen versteinierter Menschen, die in Stellungen des Entsetzens, Flüchtens und sich Schützens begriffen waren, von Lavamassen und giftigem Rauch überrannt. Da und dort standen Souvenirkhändler hinter ihrem Stand. Sie boten Postkarten und Pompei-T-Shirts, Pompei-Schlüsselanhänger, Pompei-Badetücher, Pompei-Blumenvasen und ähnliches an. Auch Pompei-Museumsführer gab's, mit farbigen Abbildungen sämtlicher Mosaik- und Wandmalereien, mit Skizzen vom Vesuvausbruch und Zeichnungen über die frühere Benutzung der Thermen.

Kaum hatte ich begonnen, in einem der broschürierten Büchlein zu blättern, raunte mir der Verkäufer ins Ohr, dass er da noch etwas Besonderes hätte, wobei er einen Griff unter den Ladentisch tat und mir ein Büchlein präsentierte, auf dessen Umschlag ein kopulierendes Paar abgebildet war. Der Verkäufer zwinkerte mir zu. Er war klein und rundlich, hatte eine kurze, spitze Nase und schmale Lippen und mochte um

die vierzig Jahre alt gewesen sein; seine schwarzen, krausen Haare wuchsen ihm nur noch am Hinterkopf. «Das verbotene Pompei», bemerkte er gewichtig, etwas, das er nicht jedem zeige, eigentlich nur mir, da ich so gebildet aussähe. – Im Schatten des Sonnenschirms, der bei seinem Stand aufgespannt war, sah ich mir den Band eingehend an. Er enthielt vermutlich alles, was man an Darstellungen von normalen und weniger normalen Geschlechtsakten in Pompei gefunden hatte. Anscheinend waren die Wände voll davon gewesen. Das Buch war in gleicher Aufmachung wie die anderen, etwa gleich dick, kostete aber das Dreifache. Obwohl es zu den Bildern nicht viel zu kommentieren gab, war die Ausgabe fünfsprachig. Ich lehnte ab, und unversehens kostete es 500 Lire weniger. Ich schüttelte den Kopf. Oh, Signore, machte der Verkäufer und warf seine wurstigen Hände, ein solches Angebot könne ich doch nicht ablehnen. – Er ging noch zweimal herunter mit dem Preis und machte mir ein Multipack-Angebot: den regulären Pompei-Führer und den verbotenen zum Vollpreis des verbotenen und dazu einen Aschenbecher umsonst. Schliesslich nahm ich den verbotenen zum äussersten Spezialpreis, den er mir machen konnte. Denn das Abbild eines Cunnilingus aus dem Jahre 100 vor Christi hatte es mir angetan.

Auch in Neapel war das Leben geruhsam, um nicht zu sagen friedlich, wenn man von dem permanenten Geheule auf den Hauptstrassen absah und von den fünf- oder sechsjährigen Kindern, die einen scharenweise verfolgten, und einem so lange an den Beinen hingen, bis man ihnen die erlebten Soldi gegeben hatte.

Langsam, überaus langsam setzte sich die Reise fort, immer nach Nor-

den. Ich weilte in Terracina (ein reizendes Städtchen!), machte ab und zu einen Abstecher ins Ladesinere und gelangte wieder an die Küste. Zu Fuss, per Autostopp, per Bahn. In Latina liess ich in einer Trattoria das «Verbotene Pompei» liegen und hoffte, als ich's im fahrenden Zug bemerkte, dass es dem Finder oder der Finderin Erbauung bringen möge. In Rom wurde ich krank – eine Magen-geschichte, jedoch eine der schrecklichen Art –, weshalb ich nach altem Weltenbummlerbrauch diesen Ort so bald als möglich wieder verliess.

Es ging dem Herbst zu, als ich in Genua ankam. Am ersten Tag, der bedeckt, aber ohne Regen war, schlenderte ich durch die Altstadt. Es muss irgendwo zwischen der Via Luccoli und der Via Garibaldi gewesen sein, als zwei Burschen, die vor dem Schaufenster eines kleinen Ladens standen, die Passanten unentwegt ansprachen, doch liess sich niemand auch nur im geringsten davon ablenken. Als ich scheinbar achtlos an ihnen vorbeiging, hörte ich, wie mir der eine die Worte «Deutsch, deutsch, deutsch» zuflüsterte. Es klang gebrochen deutsch und etwas nervös. Ich hielt verwundet inne und ging auf die beiden zu. Sie waren jung, vielleicht sechzehn, ihr Bartwuchs noch im Stadium des Flaums, und sie hatten Bluejeans, Hemd und Turnschuhe an. Der kleinere trug eine Schusschachtel unter dem Arm; mit einer Kopfbewegung hiess er mich, mitzukommen. Sie machten ein paar Schritte in eine dunkle Seitengasse, wohin ich ihnen folgte. Nach zwei kurzen Blicken, ob jemand komme, hielt er mir die Schachtel hin und hob den Deckel, klappte ihn aber gleich wieder zu. In der Schachtel lag eine Pistole. Heute weiss ich, dass es eine amerikanische Beretta mit einem Kaliber von neun Millimetern war. Damals

war es für mich einfach ein Gegenstand, der mich blendete. Ich war immer darum herumgekommen, mit einer Schusswaffe umgehen zu müssen und hatte davon keine Ahnung.

«Du kaufen», sagte der Bursche mit der Schachtel. Ich hatte das Gefühl, als hätte ich vorhin den Blick auf ein Heiligtum geworfen, als gehörte ich auf einmal einem Geheimbund an und als sei das, was gerade geschah, ein Ritual. Und ein Ritual darf man nicht einfach abbrechen. – «Wieviel?» fragte ich. Vom Geld, das er dafür verlangte, hätte ich einen Monat leben können, aber ich erklärte mich einverstanden. Da ich mich in Waffengeschäften nicht auskannte, fand ich es unschicklich, zu feilschen. Zudem ging mir durch den Kopf, dass mich die beiden in dieser Situation problemlos hätten ausrauben können statt mir etwas zu verkaufen. Ich wollte also keine Schwierigkeiten machen und gab dem einen das Geld. Der zählte es nach, und ich bekam die Schachtel. «Auf Wiedersehen», sagten sie tonlos und ohne eine Miene zu verziehen und schrit-

ten gemächlich davon, während ich zuerst die Schachtel in meiner Reisetasche verstaute und dann zur Strasse zurückkehrte.

Ich war überzeugt, dass ich das Richtige getan hatte. Es war an der Zeit, dass ich lernte, mich zu verteidigen, zumindest die dazu nötigen Handgriffe kennenzulernen. Bisher hatte ich mich immer geschämt, dass ich dies nicht konnte. Um so mehr hielt ich es für eine Fügung, unter diesen Umständen zu einer so grossen und schönen Pistole gelangt zu sein. Zwar wusste ich nicht, ob sie überhaupt funktionierte, ob sie geladen war oder nicht, doch war ich zuversichtlich.

Ich nahm mir vor, nicht alleine damit herumzupöbeln, sondern zu warten, bis ich in Mailand wäre, wo ein Freund von mir wohnte, der mir schon Arbeit verschafft hatte und mir in dieser Angelegenheit bestimmt helfen würde. Ich war guter Dinge. Wahrscheinlich war ich auffallend glücklich. Möglicherweise schwang

ich meine Reisetasche wie ein Fah-nenschwinger über dem Kopf; vielleicht hüpfte ich auch, oder ich tat das Gegenteil von alledem, was ebenso in die Augen springen musste – ich kann mich nicht mehr erinnern. Auf jeden Fall geschah, was mir seit Jahren nicht mehr und in Italien noch nie passiert war: Ich kam in eine Polizeikontrolle. Es war in einem Park mitten unter Leuten. Die Carabinieri wollten meinen Pass sehen und dann meine Tasche. Ich öffnete sie, und einer schickte sich an, darin zu wühlen. Die Schuh-schachtel und deren Inhalt waren unübersehbar. – Was das sei, fragten sie mich, und ich antwortete, ich wüsste es nicht. Erstens weil «Non so» einer der wenigen italienischen Sätze ist, die ich mühelos aussprechen kann; zweitens weil ich der Meinung bin, dass man gegenüber der Polizei mit Antworten sehr zurückhaltend sein soll.

Sie nahmen die Pistole mit, sie nahmen auch mich mit. Die folgen-

de Zeit verbrachte ich im Knast. Zuerst hatte es nur nach einer Überprüfung auf dem Kommissariat ausgesehen, doch dann behielten sie mich einfach und liessen mich im unklaren. Dachten sie vielleicht, ich sei ein Terrorist? Ein Sympathisant der Roten Brigaden? Nach einer Woche teilten sie mir mit, dass meine Pistole dazu benützt worden sei, einen Raubüberfall zu verüben. Nach und nach und überaus umständlich erfuhr ich, was sich genau abgespielt haben musste. – Am Abend des 19. Juli, kurz vor acht, betrat ein maskierter Mann ein Sportgeschäft in Savona und forderte unter Waffendrohung Geld. Der Ladeninhaber wollte sich wehren, indem er einen Gegenstand nach dem Mann warf, und wurde von diesem niedergeschossen. Darauf liess sich der Räuber von einer Angestellten den Inhalt der Kasse aushändigen und konnte un-erkannt fliehen.

Selbstverständlich hatte ich meine erste Aussage über die Herkunft der Waffe korrigiert und von den Jüngens erzählt, die mich mit

den Worten «Deutsch, deutsch, deutsch» geködert hatten, doch dies rettete mich nicht. Nun glaubte der Untersuchungsrichter erst recht, dass ich log. Die Version sei mir doch erst eingefallen, als ich merkte, dass es mir an den Kragen ging, liess er mich durch den Übersetzer wissen. Ich hatte gemeint, die Tatsache, dass ich ja gar nie dazu gekommen war, die Pistole anzufassen, das Ding also keine Fingerabdrücke von mir hatte, wäre ein Unschuldswort. Doch die Pistole hatte überhaupt keine Fingerabdrücke; musste also mit einem Lappen davon gereinigt worden sein, was natürlich verdächtig war.

Diese Indizien wären allesamt bedeutungslos gewesen, wenn ich ein Alibi für den 19. Juli gehabt hätte. Ich wusste aber leider nicht, wo ich an diesem Tag gewesen war, geschweige denn, dass ich es hätte beweisen können, denn ich hinterliess ja keine Spuren in Hotels, hatte keine Begleiter, nicht einmal markante Begegnungen. So wurde ich denn in Haft behalten, und es geschah lange nichts. Einmal wurde ich der Angestellten des Sportgeschäfts vorgeführt und einmal dem schwerverletzten Ladeninhaber, und ich musste die Worte wiederholen, die der Räuber beim Überfall gesagt hatte – unverfängliche Worte zu meinem Pech, denn ich konnte damit nicht demonstrieren, dass der Räuber italienischsprachig sein musste. Und so führte auch dies nicht weiter. Die fünfte Woche hinter Gittern ging zu Ende. Dann kam ich plötzlich doch frei. Warum, wurde mir nicht gesagt. Doch es gab eigentlich nur eine Erklärung. Ich hatte während der Verhöre – mehr aus Verzweiflung als aus einem andern Grund – zu Protokoll gegeben, ich sei am 19. Juli in Pompei gewesen und hätte ein antikes Pornohäft erstanden.

Gingen meiner Aussage wirklich nach? War es vielleicht tatsächlich der 19. Juli gewesen? Ich werde es nie erfahren. □

